

FF COMMUNICATIONS N:o 158

LENORE

VON

WILL-ERICH PEUCKERT

HELSINKI 1955
SUOMALAINEN TIEDEAKATEMIA
ACADEMIA SCIENTIARUM FENNICA

G.A. Bürger-Archiv

LENORE

Im Augenblick, da ich die Überschrift zu diesem Geburtstagsgrusse schreibe, zu einem Geburtstagsgrusse, der seine Berechtigung nicht im behandelten Stoffe, sondern zumeist in dem Umstande findet, dass Sie den westlichen wie den slavischen Acker absammeln und abernten konnten und eine Ernte einbringen durften, um derentwillen wir Sie in jedem Jahre neu beneiden, in diesem Augenblicke, Herr Anderson, vernehme ich ein deutliches Gähnen: schon wieder die Lenore?! Und niemand wird es bestreiten können, dass man Lenoren schon in vieler Literarhistoriker Arme begegnet sei. Aber doch eben nur in denen der Literarhistoriker, die gerne der Quelle der Bürgerschen Ballade nachzuforschen pflegten, während den Volkskundlern die Begegnung meistens vorenthalten blieb; nun aber plagt mich heute die Lust, dem Mädchen auch einmal in die Augen schauen zu dürfen oder: mit ziemlichern Worten ausgedrückt, dem nachzufragen, was man um 1780 im mittleren Deutschland wohl von der, gemeinhin mit der hier gebrauchten Überschrift bezeichneten, Sage wusste oder wissen konnte.

Dabei beginne ich wie die meisten meiner Vorgänger mit den die Frage betreffenden Briefen Bürgers und des Hains. Am 19. April 1773 schreibt Bürger aus dem Dorfe Gelliehausen bei Göttingen unter anderem: »Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestöhr. Schade nur! dass ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann . . .» Das ist, was wir als erste Nachricht, als ein erstes Zeugnis haben. Gefunden hat Bürger eine herrliche Romanzen-Geschichte, also eine Geschichte, eine Fabel; sie stammt aus einer uralten Ballade, aber da deren Text ihm unerreichbar bleibt, wird diese Geschichte keine balladenartige, keine versifizierte Form besitzen, sondern sie wird eine Prosa sein. Hinwiederum, wenn sie aus einer alten Ballade stammt, muss irgend etwas, ein paar Zeilen, irgendwelche Reime, noch den Vers erkennen lassen. Und diese Geschichte nennt er eine Romanzen-Geschichte, doch wohl, weil sie ihm für die

Fabel einer Romanze möglich und geeignet scheint. Für Bürger und seine Zeit bedeutete »Romanze« eine singbare epische Dichtung, am ehesten den Bänkelsängerliedern späterer Zeit vergleichbar oder ähnlich; die aus den Jahren stammenden beiden Bände »Romanzen der Deutschen« zeigen das sehr schön.

Bürger hat Boie am 6. Mai des Jahres 1773 zum ersten Male von seiner Ballade Kenntnis gegeben und ihre erste, heut anders geformte, Strophe mitgeteilt. Am 10. Mai schreibt er ihm wieder, teilt deren zweite Strophe mit und fährt dann fort: »Praeterp(rop)ter können Sie hieraus den Ton erraten, welcher, wie ich mir schmeichle, in der Folge noch populärer und balladenmässiger ist und sein wird. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen. Vale. Bürger.« In dieser Bemerkung deutet anscheinend sich ein Widerspruch zu dem, was ich vorhin zum terminus »Romanzen-Geschichte« wissen wollte, an, aber doch nur anscheinend; der Stoff ist einem alten Spinnstubenliede entnommen, das besagt doch nur, dass die in der »Lenore« behandelte Fabel einem alten Liede entstamme, nicht aber, dass dieses Lied ihm vorgelegen haben müsse; die Jahre um Bürger kannten vielmehr — und wir werden einem Beleg dafür sehr bald begegnen — aus alten Liedern stammende Prosen, und an eine solche dürfte man vielleicht hier denken. »Spinnstubenlied« ist schliesslich ein diesen Jahren angehörender, ihnen vorzüglich eigener terminus, ganz ähnlich wie damals von Spinnstubenmärchen oft die Rede war, wie der dem Göttinger Haine angehörende J. H. Voss in seiner »Luise« »Spinnerinmärlein« schaute, — Spinnstubenlieder sind in Spinnstuben umgehende Volkslieder, die man damals ja zumeist für uralt hielt, und denen das literarische Interesse (Hamann, Herder) sich zuwandte. An eben dies Interesse klingt das an, was Bürger in einem Postskriptum seines Briefes noch zu sagen wünscht: »Ich gebe mir Mühe, das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine grösste Belohnung sein, wenn es recht balladenmässig und simpel componiert, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte.« Das »wieder« erscheint anstössig und wir können dem Postskript trotz aller Mühe nicht entnehmen, ob es mit diesem »wieder« auf ein wirklich vorhandenes und in Gelliehausen in den Spinnstuben intoniertes Lied hinzielt, oder ob Bürger hier nur seiner vorigen Meinung Ausdruck geben wollte, dass hinter dem Stoffe, der Geschichte ein Spinnstubenlied gestanden habe.

Am 27. Mai schreibt Bürger wiederum an Boie. »Lenore nimmt täg-

lich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, dass die Frau Hofrätin des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern«. Das spricht nun wieder gegen die Annahme, dass ein die Sage vom toten Bräutigam betreffendes Spinnstubenlied bestanden habe, denn die Frau Hofrätin, die schon seit längerer Zeit in Gelliehausen wohnte und dort in einer einer Gutsbesitzerin ähnlichen Stellung lebte, hätte, wenn ein solches Lied bestand, es wohl von ihren Mägden und Dienstfrauen einmal hören müssen. Im achtzehnten Jahrhundert ist Frauen der ländlichen Oberschicht das Spinnen und die Spinnarbeit noch so vertraut gewesen, dass sie das Leben und das Singen in den Spinnstuben wohl kannten und auch die dort erzählten Geschichten und gesungenen Lieder kennen mussten. Ein lebendes Spinnstubenlied wird das von wiederkehrenden toten Bräutigam in Gelliehausen in den Jahren also kaum gewesen sein.

Anfang September 1773 hat Bürger seine Ballade den Freunden mitgeteilt und deren fördernder Kritik unterworfen. Cramer schrieb ihm am 12. September über eine Reihe einzelner Stellen: ». . . Und noch eine Anmerkung des Hayns, der ich sehr beitrete: von da wo L(enore) aufs Pferd steigt, bis ans Ende verliert man sie ganz aus dem Gesichte und doch ist sie Heldin des Stücks. — Hättest Du doch den trefflichen Trait nuzen können aus dem alten Stücke: Schön Liebchen graut dich auch etc. Vielleicht ists noch möglich eine Strophe hinzuzumachen«. Hier wird also als ein trait, wohl ein »Zug«, aus dem »alten Stücke« »Schön Liebchen graut dich auch etc.« bezeichnet. Die Zeile im Jambenschritt verrät sich durch ihren Rythmus, der vom Rythmus des übrigen Briefes absticht, wohl als Zeile eines Verses. Dann aber, so wird man nun behaupten, hätten wir hier das, wonach wir vorhin so lange suchten, die »uralte Ballade«, das »Spinnstubenlied!« Zumindest liegt nach dem bisher Ausgesagten diese Folgerung jetzt sehr nahe.

Als Boie am nächsten Tage einige ähnliche Bemerkungen bringt, erklärt er unter anderem: »Str. 17 das wir und die Toten scheint mir zu sehr den kaltblütigen Dichter zu verraten. Ich würde getrost das alte: Hurra! Die Toten reiten schnell! behalten . . . Str. 19. über das Haho! ist grosser Streit unter den Freunden gewesen, Haho! ist der Fuhrmannsruf, sagen sie, der hier nichts thut, und den man ohne Lachen doch nicht hört. Ich weiss nicht. In der alten Ballade fragt der Reiter ein paar Mal: Schön Liebchen graut dich nicht? Dies und ihre Ant-

wort: Ich bin ja bei dir! Hätte vielleicht genutzt werden sollen und an diesen Stellen vortrefflich werden können.» Das »alte Stück« des Cramerschen Briefes mit »Schön Liebchen graut dich auch etc.« wird hier, die gleiche Zeile zitierend, als die »alte Ballade« angeführt. Aus dieser alten Ballade stammt »Ich bin ja bei dir« nach der Angabe Boies auch. Und schliesslich bezeichnet Boie »Hurra, die Toten reiten schnell« auch als »alt«, so dass man — nach dem Zusammenhange — wird annehmen müssen, dass auch die Zeile jener alten Ballade entnommen worden sei. Hier also, im Göttinger Hain, kennt man drei Zeilen jenes »alten Liedes«. Woher die Freunde es kennen, kann man aus den Briefen leider nicht erfahren. In ihren Schreiben an Bürger aber wird es so zitiert, als kennte er es auch, und nach dem allen liegt es wohl am nächsten anzunehmen, dass man im Sommer 1773 jener »alten Ballade« oder des »Spinnstubenliedes« habhaft wurde. In irgend einer, für uns augenblicklich noch nicht klaren, Folge kamen in dieser »alten Ballade« die drei Zeilen vor:

Hurra! Die Toten reiten schnell
 . . .
 Schön Liebchen graut dich auch
 (Schön Liebchen graut dich nicht)
 . . .
 Ich bin ja bei dir.

Boie liess seinem Brief vom 13. am 18. September einen fernerer folgen. Der bietet eine weitere Reihe kritischer Äusserungen und Bedenken; so etwa bemängelt er die Zeilen

. . . Galopp
 Die Toten reiten schnelle.
 Der volle Mond schien helle.

»Die Toten ritten sag ich nicht, weil Lenore nicht tot ist. Es ist nur gleichsam eine Anmerkung des Dichters, die Geschwindigkeit des Rittes begreiflich zu machen. Der Mond erhellt nun die Szene, und der volle Mond gehört ja ohnehin mit in das Gespensterapparail. Wenn nur die letzte Zeile nicht ein Bisschen schleppte! Das Hurra büsst ich ungern ein. Wie ersetzen wir aber? Wieder aus der alten Ballade. 'Graut Liebchen?' — 'Nein, ich bin ja bei dir!' und nun fortgefahren: Graut Liebchen auch vor Toten . . .» In der Antwort vom 20. September sagt Bürger: »In dem Folgenden: Graut Liebchen auch? denke

ich doch immer Meines muss bleiben. Denn es wird aus dem: Nein, ich bin ja bei dir nichts und zweitens ein Widerspruch gesagt.»

Uns interessieren hier die künstlerischen Bedenken und Einwände nicht, wir fragen allein der von den beiden Parteien angezogenen »Ballade« nach. Nach Boie enthielt sie:

Graut Liebchen?
 Nein, ich bin ja bei dir,

und Bürger bestätigt durch seine Wiederholung diese letzte Zeile, die also an Stelle der vorhin gewonnenen »ich bin ja bei dir« zu setzen wäre. Das »Hurra« büsst Boie ungern ein; wird aber etwas eingebüsst und fortgetan, dann muss es notwendigerweise vorher dagewesen sein. Wie es um die Zeile mit dem Mond, der helle schien, gestanden hat, ist leider den Boieschen Bemerkungen nicht recht zu entnehmen. Was wir gewonnen haben? Die Bestätigung des »Hurra« und damit der ganzen Zeile und eine erweiterte Fassung der bejahenden Antwort von Lenoren. Die aus der »alten Ballade« stammenden Reste also wären diese:

Hurra! Die Toten reiten schnell
 . . .
 Schön Liebchen, graut dich auch?
 Nein, ich bin ja bei dir.

Vielleicht ist es auch richtig, eine vierte Zeile einzufügen oder vorzurücken:

Der volle Mond schien hell.

Mit diesen drei — oder vier Zeilen — einer »alten Ballade« ist so viel gewonnen, dass wir zunächst die Pattbergsche »Lenore« fortzutun vermögen. Ich brauche den Streit um diese Erdichtung durch Auguste Pattberg hier nicht zu glossieren; es ist bekannt, dass sie »im Volkston« dichtete und dass einige ihrer Lieder als irgendwo im Odenwalde aufgesammelte in das »Wunderhorn« gelangten; das gut und mehrmals bezeugte »Hurra, die Toten reiten schnell« wurde bei ihr ein sentimentales »wie reiten die Toten so schnell«; das ebenso durch Cramer und Boie wie durch Bürger bezeugte »Schön Liebchen graut dich auch«

fehlt in den Versen der Auguste Pattberg, wie die Antwort darauf fehlt. Das von Frau Pattberg mitgeteilte Gedicht ist also nicht die »alte Ballade«, die Bürger in Gelliehausen, wie er meinte, noch in einem letzten Reste hörte.

Ein zweites ist mir noch wichtiger. Der Wortlaut der dritten (vierten) Zeile ist ein schwankender; im ersten Brief wird »ich bin ja bei dir« als alte Formulierung angegeben, in Boies und Bürgers letzten diesbezüglichen: Nein, ich bin ja bei dir. Die zweite Formulierung passte in den jambischen Rythmus aller andern Zeilen; nur schade, dass sie verhältnismässig spät auftaucht, so dass nicht ganz sicher ist, ob hier nicht irgendwelche Anpassungen an den übrigen Text erfolgten. Hält man sich an die erste Fassung, so scheint ohne weiteres klar zu sein, dass sie in ihrem Takt und Rythmus allen andern Zeilen widerspricht, zumal der Sinn verlangt, den ganzen Zeilenton auf »dir« zu legen. Das aber besagte weiter, dass die dritte (vierte) Zeile nicht hierher gehört, dass sie als eine Prosafassung den Verszeilen angehängt und beigegeben worden sei.

Wäre das der Fall, und es erscheint mir notwendig, diesen Umstand jetzt zu prüfen, dann stehen wir einer durchaus neuen Quellenfrage gegenüber. Denn dann trug ein entscheidender, ja wohl der entscheidende Satz der Sage ein — in stilistischer Hinsicht — durchaus anderes Gepräge als die vorhergehenden Sätze. Dann ist die Sage ein Zusammengesetztes aus zwei disparaten Stücken, aus einer Prosa, in die mehrere Verszeilen eingeflochten worden sind.

Es scheint mir wichtig, jetzt einmal die Quellenfrage so zu formulieren: ob die uns sonst erreichbaren Angaben dieser Vermutung eine Unterstützung geben?

Am nächsten sowohl in Hinsicht auf die Formulierung der drei Zeilen wie auf die Zeit, aus der die Nachrichten stammen, stehen zwei ostpreussische Belege. In Hippels »Lebensläufen in aufsteigender Linie« finden wir im ersten Teil des dritten Bandes: »Der Prediger, Hanna und Gretchen begleiteten ihn bis — an den Mond, hätt' ich bald geschrieben — bis in's Freie. Alle sahen auf Minens Grab, und es kam jedem so vor, als wenn der Mond hier ganz besonders sich hingewandt und es beblitzet. — Was meinst du, Einzelner! es ist doch gut, wenn man Freunde nachlässt, die beim Mondschein nach unserm Grabe sehen . . . Am Heck sang ein Bauernmädchen ein bekanntes Volkslied in gleich bekannter Melodie, indem sie das Heck öffnete:

Der Mond scheint hell,
der Tod reit't schnell!
Fein's Liebchen, graut dir auch?»

Als »Volkslied« bezeichnet Hippel die von ihm zitierten Zeilen, und seine Bemerkung weckt in ihrer Formulierung beinahe den Verdacht, als wolle er in ihnen das »bekannte Volkslied« wiedergeben. (Wahrscheinlich genügte ein ähnliches Wissen um nicht viele Zeilen Bürger auch, um von der alten Ballade oder dem Spinnstubenliede zu sprechen.) Mir scheint es vor allem wichtig, dass als Hippel dieses »Lied« zitiert, er nur die uns bereits bekannten Zeilen wiedergegeben hat, als seien sie das Markanteste dieses Volksliedes oder — überhaupt dies Lied. Entweder sind sie das einzige, was von diesem einst gesungenen Liede, als es zerflatterte und zerbröckelte, sich noch im Gedächtnis halten konnte, oder — es ist das einzige, was von ihm jemals bestanden hat. (Was der soeben geäußerten Vermutung ja durchaus entsprechen würde.)

Es sind die nämlichen drei Verszeilen, welche Bürger einst erfahren hat, doch weichen sie in einigen Nuancen von den ihm bekanntgewordenen ab; »Mond« steht hier ohne »volle«, das vielleicht vorhandengewesene Attribut, an Stelle von »Schön Liebchen« steht »Feins Liebchen«, und was vorzugsweise wichtig ist: es reiten hier nicht »die Toten« wie im Göttingischen, sondern nur »der Tod«. Dass Hippel die Göttingische Formulierung kannte, ist nicht eben anzunehmen; er stimmt mit Bürgers Ballade und den dort erscheinenden Zitaten ja nicht überein, und die in Boies Briefen angegebenen wurden 1807 Voss zuerst bekannt und sind von diesem erst im »Morgenblatte« (241 vom 9. Oktober 1809) veröffentlicht worden. Dass Bürger von Hippel entlehnte ist aber erst recht nicht anzunehmen, dagegen stehen Bürgers Aussagen und die sich im »Hain« entzündenden Debatten, dagegen auch die in meinen Augen ganz besonders wichtige Abweichung »der Tod«. Wir dürfen deshalb behaupten, dass in Gelliehausen bei Göttingen 1773 und kurz vor 1778 auch in Ostpreussen die drei Zeilen lebten, und dass sie hüben wie drüben von Mädchen vor sich hin gesungen wurden.

Hier schliesst nun eine weitere auf die Quelle sich beziehende Äusserung an. Herder hat 1798 Althofs »Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers« angezeigt.

Ich führe aus der erst später aus der Handschrift veröffentlichten Kritik das folgende Stückchen an: »Statt einzelner trauriger Lebensumstände lassen aus diesen Nachrichten sich besser ein paar literarische Anmerkungen ausheben. Da neuerlichst von einigen Engländern die Originalität der Bürgerschen Lenore angestritten ist, wird S. 37 u.f. diese mit Recht behauptet und dabei die Strophe angeführt, die Bürger singen hörte, und die ihm Veranlassung zur ganzen Romanze gab. 'Nach dem alten Liede, wovon jene Laute ein Theil seyn müssen erkundigte sich Bürger immer vergebens'. — Der Verfasser dieser Anzeige kennet das Lied zwar nicht; aus seiner Kindheit aber erinnert er sich, dass er in einer Weltecke, wohin kein Suffolk-Miracle jemals drang, in Ostpreussen ein Zaubermärchen oft erzählen gehört hat, in dem der Refrain (und zwar mit einer Antwort vermehrt) gerade die Strophe war, die Bürger singen hörte. Der Geliebte nämlich reitet mit der Geliebten in einer kalten mond hellen Winternacht und spricht, je weiter sie kommen, wiederholt sie an:

Der Mond scheint hell,
der Tod reit't schnell,
Feinsliebchen grauet's dir?

Worauf sie antwortet:

Und warum sollt mir's grauen?
Ist doch Feinslieb mit mir.

Hätte Bürger diese zwei letzten Zeilen auch gehört! Vielleicht hätte er seiner ganzen Lenore einen gefälligeren, ich möchte sagen, menschlicheren Ausgang gegeben.»

Die Annahme, dass einer der Göttinger Herder diese Zeilen übermitteln konnte, muss fallen, wenn man bedenkt, dass in dem Göttinger Texte »die Toten« reiten; im Herderschen ebenso wie im Romane Hippels aber reitet nur »der Tod«. (Ich darf hier schon bemerken, was im Verlaufe einer eingehenden Untersuchung sichtbar wird, dass in dem Wechsel vom »Tode« zu den »Toten« nämlich das Moment der Sage liegt, aus dem allein sich eine wirkliche Erklärung will anbahnen lassen.) Zunächst ist wichtig, dass der Herdersche Text, wahrscheinlich doch aus Mohrungen in Preussen, dem Hippelschen ostpreussischen beinahe wörtlich an die Seite tritt (so dass wir vielleicht zu einem ostpreussischen Oekotyp gelangen). Darüber hinaus erscheint er aber

reicher als der Hippelsche es ist, denn er bringt noch zwei Zeilen, — und von diesen ist zunächst zu sagen, dass uns die zweite, sozusagen verummmt, im Göttingischen schon begegnet ist; das Göttingische »ich bin ja bei dir« erscheint als eine Prosaformulierung des hier aus Mohrungen mitgeteilten Verses »ist doch Feinslieb mit mir«. Wir werden darum die Zeile 5 (und dann wohl auch die Zeile 4) für einen etwas älteren status unseres Göttingischen Textes anzunehmen haben, im 1773er Zustand aber einen schon zerfallenden erkennen müssen.

Fällt damit aber nicht der Schluss auf eine Prosafassung unserer Sage, zu dem uns die dem Rythmus der Verszeilen widerstrebende Antwort der Entführten, das aus der Umgangssprache stammende »ich bin ja bei dir« verlockte? — Ich glaube: noch nicht, denn Herders Verse stammen ja aus einem Zaubermärchen, (wir werden nach heute strengem Sprachgebrauch behaupten dürfen: einer Sage), und diesem Zaubermärchen eignete »ein Refrain«, eine zu mehreren Malen wiederkehrende Strophe. Der Reiter spricht »wiederholt sie an«, lässt Herders Inhaltsangabe uns erfahren; er spricht sie mit den drei ersten Zeilen des von uns gewonnenen Textes an, und die Geliebte antwortet, antwortet logischerweise auch zu dreien Malen. Das aber heisst, wir hätten hier sich wiederholende und vermässige Wechselreden, die in die Prosa-Erzählung einer Sage eingesprenzt erscheinen. Reimverse in Sagen sind der volkskundlichen Forschung nicht ganz unbekannt, es braucht hier — um der landschaftlichen Nähe willen — nur die Gruddesche Sammlung angeführt zu werden.

Aus diesen, wenn man so sagen darf, internen Auseinandersetzungen, die Quellen der Bürgerschen Ballade betreffend, führte ein nächster Schritt ins Weite. Doch geht ihm noch eine Äusserung Boies über eben diesen Punkt voraus. Am 2. November 1794 schrieb er aus Meldorf in Holstein an den Göttinger Professor Althof über Bürger: »Die Einsamkeit auf dem Lande zündete den Funken, der aus den Relicks noch bei ihm glommt, als er einmal bei Mondschein ein Mädchen das:

Der Mond scheint helle
die Todten reiten so schnelle
Feins Liebchen graut dir nicht?

singen hörte, und ein paar gleich entworfene Strophen der Monate nachher vollendeten Lenore bezauberten mich so, dass ich ihm keine Ruhe liess, bis das Stück fertig war.» Für unsere Frage gibt der Brief

nichts irgendwie Entscheidendes oder Neues aus. Althof hat ihn in seinen vorhin bereits erwähnten »Nachrichten« angezogen; doch ehe die noch erschienen, wurde das Thema plötzlich ausserordentlich aktuell. Die englische Zeitschrift *The Monthly Magazine* brachte im September 1796 einen die Quellenfrage der Bürgerschen Ballade völlig wandelnden Aufsatz eines Unbekannten; ich habe die Zeitschrift nicht erreichen können, sondern zitiere nur aus zweiter Hand; die Fabel entstamme einem englischen Liede: *the Suffolc miracle, or a relation of a young man, who a month after his death appeared to his sweetheart, and carried her on horseback behind him for forty miles in two hours, and was never seen after but in his grave.*

Die Angabe des englischen Kritikers erregte die deutschen Freunde Bürgers sehr. Bereits am 19. Januar 1797 schrieb der soeben erwähnte Althof an den Schriftsteller Nicolai: »Die im *Monthly Magazine* (Sept. 1796) enthaltene Vermuthung, dass Bürger den Stoff zu seiner *Lenore* aus einer englischen Ballade genommen, ist gewiss ungegründet, indem B., der so was doch nicht zu verschweigen pflegte, mir und anderen oft versichert hat, der Gesang eines Landmädchens in seinem Gerichtsprengel, den er zufälligerweise mit anhörte, habe bey ihm die erste Idee zu diesem Gedichte veranlasst.«

Doch nicht nur Nicolai und Althof haben das *Monthly Magazine* gelesen; ein Londoner Korrespondent berichtet im Februarheft 1797 von Wielands »*Neuem Teutschen Merkur*« unter dem Datum vom 3. Dezember 1796 über die Entdeckung; er spricht von englischen Übersetzungen der *Lenore* und dann fährt er fort: »Unterdessen haben auch die hiesigen Alterthumsforscher schon den glücklichen Fund ausgewittert, dass Bürgers *Leonora* ursprünglich auf britischem Boden entsprossen, und vom teutschen Dichter aus einer Sammlung alter Balladen erborgt sey, die 1723 in 3 Bänden in London erschien, wo diese Geschichte unter dem Nahmen *the Suffolc miracle, or a relation of a young man, who a month after his death appeared to his Sweetheart,* sehr herzbrechend erzählt wird« und Wieland bemerkt in einer Fussnote dazu: »Es ist merkwürdig, dass Bürger selbst nie etwas davon erwähnt hat, dass der Stoff zu seiner *Lenore* aus einer fremden Sprache entlehnt sey. Vielmehr pflegte er oft gegen seine Freunde des Ursprunges dieser Ballade so zu erwähnen, dass er durch ein altes niedersächsisches Volkslied, worin das Hurra, hurra, hop, hop, hop schon vorkam, auf die Idee des Liedes gebracht worden sey. Möchte es doch

Hrn. Reinhard, oder einem andern von Bürgers vertrauten Freunden gefallen, den Lesern unsers Journals eine befriedigende Auskunft hierüber zu geben . . .» Die Zeile »Hurra hurra hop hop hop« stellt sicher eine Gedächtnistäuschung Wielands dar, er kontaminierte das »Hurra, die Toten reiten schnell« mit Bürgers »Hurre hopp hopp hopp«; der von ihm ausgesprochenen Anregung aber kam nicht Reinhard sondern August Wilhelm Schlegel nach. Die Mittheilungen dieses »Lieblingsschülers Bürgers« beziehen sich indes auf Unterredungen, welche die beiden etwa anderthalb Jahrzehnte nach 1773 hatten.

Der »Noch ein Wort über die Originalität von Bürgers *Lenore*« überschriebene Aufsatz Schlegels im »*Neuen Teutschen Merkur*« April 1797 erklärt, dass Bürger von keinem Fache der Literatur, auch nicht von dem, welches ihm am nächsten lag, von der Volkspoesie eine vollständige gelehrte Übersicht hatte, dass er in Ansehung der englischen Balladen, ob er sie gleich vorzugsweise studierte, sich fast einzig auf Percys Relicks einschränkte, und dass die durch den Londoner Korrespondenten erwähnte Sammlung in Deutschland unbekannt gewesen sei. Diesen auf die Wahrscheinlichkeit sich gründenden Behauptungen fügt Schlegel dann eine für uns wichtigere und präzisere bei: »Wenn Bürgers eignes Zeugniß in der Untersuchung über den Ursprung der *Lenore* etwas gelten soll, so ist sie auf das bestimmteste entschieden. Auch mir hat er auf die Frage, ob er kein älteres Gedicht dabey vor Augen gehabt, geantwortet: er habe einige Winke aus einem plattdeutschen Volksliede benutzt. Dieses Volkslied sey ihm aber nie vollständig vorgekommen; eine Freundin habe ihm nach dunklen Erinnerungen davon erzählt; nur wenige Zeilen, die ihr etwa im Gedächtnisse hangen gelieben, habe sie ihm vorsagen können, und unter diesen seyen folgende gewesen:

Wo lise, wo lose
Rege hei den Ring!

’Wie leise, wie lose bewegte er den Ring’, als er nemlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kömmt. — Diess Gespräch ist mir noch so genau erinnerlich, dass ich die Richtigkeit alles obigen zuversichtlich verbürge. Damals als Bürger mir diess sagte, war er weit entfernt vorauszusehen, dass seine *Lenore* in England ein ähnliches Aufsehen wie in Teutschland erregen, und dass man sich einmal bey Zweifeln über ihre Originalität öffentlich auf ein Wort berufen würde,

das er in einem vertraulichen Gespräche hatte fallen lassen. Aber auch, wenn eine solche absichtliche Verheimlichung unmittelbaren Einfluss auf seinen dichterischen Ruhm gehabt hätte, so wäre er doch durchaus unfähig dazu gewesen. Alle, die diesen redlichen Mann persönlich gekannt haben, werden darüber mit mir eins seyn».

Das was an diesen Auslassungen Schlegels zuerst sehr bedenklich scheint, wird doch nur dann fragwürdig, wenn man »Freundin« gleich »Dorfmädchen« setzt. Wahrscheinlich hat Bürger doch erzählt, dass er den »alten Ballade« lange nachgeforscht, dass eine Freundin, also doch wohl eine Bekannte aus den oberen Ständen, sich eines Liedes dunkel erinnerte und ihm daraus die plattdeutschen Zeilen rezitierte; sie hat dabei, verführt durch Bürgers Formulierung »Pfortenring«, die ihr von irgendwo erinnerlichen beiden Zeilen auch hierher gezogen. In Schlegels Gedächtnis aber verschob sich und vereinfachte sich dann der Prozess zu jener Behauptung eines »plattdeutschen Volksliedes«, dessen Winke Bürger nutzte. Für diese soeben versuchte Rekonstruktion scheint mir zu sprechen, dass Schlegel ausdrücklich ein plattdeutsches Volkslied als Anreger nennt, die fünf von uns gewonnenen Zeilen aber nur schriftsprachlich nachzuweisen sind; es liegen demnach zwei deutlich von einander unterscheidbare »Quellen« vor.

Schon einige Wochen vorher, bereits am 19. Februar 1797, hatte Althof in einem zweiten Briefe dem Berliner Nicolai erklärt: »Ich weiss es aus Bürgers Munde, dass der Stoff der Lenore nicht aus englischen Balladen entlehnt ist, sondern dass ein Fragment eines Liedes, welches Bürger einst ein Bauernmädchen zu Appenrode singen hörte, ihn zur eignen Erfindung desselben veranlasset hat«, und einige Wochen später geht dann Boies vorhin schon zitierter Brief, ein wenig erweitert, in die »Einigen Nachrichten . . .« Althofs über; ich wiederhole die Stelle, ob wir gleich den wichtigsten Inhalt schon erfuhren, um einiger, eben hier erschlossener und sie unterstreichender Wendungen willen: »In dem ersten Winter, den er auf dem Lande zubrachte, mochte die Einsamkeit Funken entflammen, die noch aus den Relicks in ihm glommen, und welche Herder's Blätter von Deutscher Art und Kunst neu belebten. Einst, wie er mehr als Ein Mahl erzählt hat, hörte er im Mondscheine ein Bauernmädchen singen: Der Mond der scheint so helle, Die Todten reiten so schnelle: Feins Liebchen, graut dir nicht? Diese Worte tönten immer in seinem Ohre, und wirkten so auf seine Einbildungskraft, dass er schnell einige Strophen von der einige Monathe nachher

vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mittheilte, so sehr bezauberten, dass dieser ihm keine Ruhe liess, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden aneinander reihete. Bürger hat so wenig von einem Englischen, oder überhaupt von einem Originale dieser Ballade etwas gewusst, dass er sich vielmehr allenthalben sehr angelegentlich nach dem alten Liede, von dem jene in mehreren Gegenden Deutschlands' noch im Munde des Volkes lebenden Laute ein Theil seyn müssen, aber immer vergebens, erkundigte. Und eine alte Englische Ballade würde seinem Freunde Boie, der mit den Schätzen der Göttingischen Bibliothek in diesem Fache sehr vertraut war, schwerlich entgangen seyn, wenn sie daselbst zu finden gewesen wäre«. Ich darf aus diesen Bemerkungen Althofs zweierlei verbuchen: erstens dass Althof ebenso wie zwei Jahrzehnte vor ihm Bürger aus den drei Zeilen auf ein Volkslied oder eine ehemalige Ballade schliesst, — was eben die Forschung immer wieder auf die damals angerührte Fährte lockte, nach einem Volksliede, welches die drei Zeilen bot, zu suchen, — und zweitens, dass Bürger immer wieder vergebens nach ihm Ausschau hielt, — wahrscheinlich doch wohl, weil eine solche Ballade nicht vorhanden war.

Was aber der ganze Abschnitt Förderliches für uns geben konnte, das ist der Nachweis, dass es sich um eine durchaus deutsche Überlieferung, die freilich im Englischen eine Parallele haben mochte, gehandelt hat. Das wird für eine weitere Untersuchung dieses unseres Problems wichtig sein.

In Hinsicht darauf sei nur erwähnt, was in der »Neuen Berlinischen Monatsschrift« 1799 gelegentlich der Erörterung der englischen Parallele angegeben wird. »Der Herausgeber des M. Magazine . . . führt noch eine Erzählung an, die einigermassen damit verglichen werden könnte« und gibt als Note dazu: In the second volume of Poems by Robert Sonthey p. 145 may be found an extract from Matthew of Westminster relating a tale, also occurring in Olaus Magnus and in the Nuremberg Chronicle, the catastrophe of which bears an obvious resemblance to the story of Lenore, — wo also bereits die weite Verbreitung eines Motives sichtbar werden will, der Umstand, der für die Volkslied- wie die Sagen- und Märchenforschung so bedeutsam wurde.

Der Ungenannte in Biesters »Neuer Berlinischen Monatsschrift«

von 1799 hat aber noch eine weitere und ich glaube ausschlaggebende Beobachtung mitgeteilt. Nachdem er nämlich gegen die Herleitung aus der englischen Quelle Einwendungen erhob, behauptet er: »Hingegen ist es ausgemacht, dass in Niederdeutschland eine Legende dieser Art seit langen Jahren unter dem Volke zirkulirt hat. Der Schreiber dieser Zeilen, ein Universitätsfreund Bürgers, kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Als er von Bürgern die Lenore noch in Handschrift zugeschiedt erhielt, las er in Meklenburg sie einer gebildeten Frau, die eines Amtmanns Tochter aus dem Hannöverschen war, vor; sie erinnerte sich aus ihrer Jugend des Hauptinhalts derselben sehr deutlich, und namentlich der zwei Reimzeilen:

Der Mond scheint hell;
Die Todten reiten schnell.

Bürger selbst gestand, dass er aus den gehörten Fragmenten eines plattdeutschen Volksliedes die Veranlassung zu seiner Ballade erhalten hätte; aber wahrscheinlich, aus seinen Äusserungen zu schliessen, hörte er nicht einmal so viel davon, als doch noch davon zu hören ist. — Das Geschichtchen ist so alt, dass es sehr wohl weit und breit, und selbst nach England hin, kann herumgekommen sein. Es ist so alt, dass es aus seiner poetischen Form, die es gewiss ursprünglich hatte, itzt im Munde des Volks zu blosser Prosa aufgelös't ist, einige wenige Reime ausgenommen.» Was dieser ungenannte Universitätsfreund Bürgers aus den Jahren der Lenore, — denn Bürger schickte sie ihm ja noch als Handschrift zu; sie wurde 1773 geschrieben und erschien im 1774er Musenalmanach, — also was dieser Göttinger Universitätsfreund uns berichten konnte, ist, dass die ersten beiden ausgemittelten Reimzeilen im Hannöverschen umgegangen seien. Und ist, dass diese beiden Reimzeilen sich in einer Sagenprosa fanden; er spricht von einem »Geschichtchen« und bezeichnet dieses Geschichtchen als »Legende« (eine in jenen Jahrzehnten übliche Benennung für die »Sage«.) Es wird aus seinem Berichte weiter offensichtlich, dass auch G. A. Bürger, da er nicht mehr als jene zwei bzw. fünf Reimzeilen fassen konnte, das übrige als eine Prosa-Erzählung hat erhalten müssen.

Dazu ein zweites, was die eben gezogenen Schlüsse weiter unterbaut. Für den Berichterstatter ist es sicher, dass die Fabel vor der Prosa als eine poetische Erzählung, also in gebundener Form bestanden habe; sie wurde im Munde des Volkes erst zu blosser Prosa aufgelöst. Das aber

ist ein in jenen Jahrzehnten sehr geläufiger Gedanke; er klingt bei Herder 1771 schon in seinem Ossian-Aufsatz an, ja seine »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« 1770 weiss um ihn, und Jacob Grimms »Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten«, die 1807 in v. Arnims »Trösteinsamkeit« erschienen, leben noch aus ihm. Das aber legte den Gedanken, dass die »Romanzen-Geschichte« von Lenore, von deren poetischer Fassung noch fünf Zeilen zu existieren schienen, anfänglich eine Ballade, ein uralter Volkslied gewesen sei, sehr nahe.

Der Ungenannte zitiert dann einen westfälischen Herrn Cordes und fährt fort: Herr Cordes berichtete, »dass seine Stiefmutter, welche itzt in ihrem 71sten Jahre zu Rheine im Bisthum Münster, fünf Meilen von Glandorf, lebt, ihm mehrmals dies Geschichtchen erzählt, und versichert hat, es in ihrer Jugend oft gehört zu haben. Auch in Glandorf ist es verschiedenen Personen bekannt, namentlich einem 75jährigen Manne. Der Gang der Erzählung ist folgender: Der Geliebte geht unter die Soldaten. (Bürger hat die Szene in neuere Zeiten, in Friedrichs des Grossen Schlessischen Krieg verlegt.) Er wird getötet, und erscheint Nachts an der Thüre seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei? Dien leef is dar, lautet die Antwort. Sie geht heraus, setzt sich hinter ihm aufs Pferd, und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist genau mit den nehmlichen Worten:

De mond de schint so helle,
De doden riet so snelle.
Fins leevken, gruveld di ok?

Sie antwortet: Wat scholl mi grueln? Du büst ja bi mi! Endlich reitet er auf einem Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen; das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsterniss. 'Sapperment! et scholl ehn wull grueln! pfligte der Alte launig hinzu zu setzen.»

Hier haben wir also die Sage, das »Geschichtchen«, die »Erzählung, mit jenen drei im niederen Sachsen auch bezeugten Reimzeilen eingesprenzt, — die nach den Angaben Bürgers Reste eines dialogischen Verses, der Frage und Antwort beider Reitenden enthielt, gewesen sind.

Wenn ich nach allen diesen Überlegungen und den Zeugnissen eine Summe ziehe, dann scheint es mir recht wahrscheinlich, ja ich möchte

sagen sicher, dass Bürger nur eine Prosafassung der Lenorensage kannte und benützte; die in sie eingesprengten Reimzeilen aber erweckten in ihm den Verdacht, der durch die literaturgeschichtlichen Anschauungen jener Jahre unterstrichen wurde, dass diese Sage einst als eine »uralte Ballade«, als ein »Spinnstubenlied« bestand. Ein solches Lied hat aber, wenn der uns zur Verfügung stehende Bestand von Zeugnissen etwas aussagt, nie bestanden.

Wenn so die literarhistorische Forschung in die sagengeschichtliche auszumünden scheint, dann mag es erlaubt sein, hier wo sich die Wege wenden, das eben Erarbeitete noch für einen nächsten Schritt zu nützen.

Wir haben zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts dreizeilige und fünfzeilige Reime festzustellen vermocht: dreizeilig ist nach den Angaben Bürgers, Boies und der andern Freunde die niedersächsische, in der Göttinger Gegend lebende Fassung, wohl auch die nur als zweizeilig aus Mecklenburg berichtete niedersächsische Überlieferung, und schliesslich die uns von Hippel mitgeteilte, wohl ostpreussische, — fünfzeilig ist die von Herder mitgeteilte ostpreussische, wohl auch die im Münsterlande überlieferte und — wie wir feststellen konnten — die niedersächsische aus der Göttinger Gegend, ehe sie zerflatterte und zerfiel. Das »ehe sie zerfiel« legt aber die Vermutung nahe, dass wie die Göttinger auch die übrigen Reimzeilenzeugnisse einst fünfgliedrig waren, woran ja auch die auf die Zeilen folgenden stereotypen Wendungen denken machen.

Ein erster Blick auf die uns zur Verfügung stehenden Sagen lehrt ein nächstes. Wir finden die zwei- bzw. dreizeilige Variante am Rhein, im Bergischen, in Schleswig-Holstein und in Schlesien, dagegen die fünfzeilige in Kärnten wie in den deutschen Sprachinseln in Wolhynien. Fünfzeilig, wenn auch mit einem holpernden Rythmus in der vierten oder fünften Zeile, also im ersten Stadium des einsetzenden Verfalls, erscheint der Dialog in Pommern (Krs. Regenwalde), in einer zweiten Kärntner Fassung, im Böhmerwalde (Oberplan), in Niederösterreich und in Mähren. Man könnte, ganz roh, zwei Lagerungstreifen konstruieren: einen im westlichen, deutschen Gebiet nachweisbaren mit den zwei -oder dreizeiligen Belegen, und einen östlicheren, dem Slavischen näheren, fünfteiligen. Und wenn ich vorhin behauptet habe, dass hinter dem dreiteiligen Göttingischen sich ein fünfzeiliger bemerkbar mache, wenn ich die Ansätze eines Zerfalles der fünfzeiligen Form am »sla-

vischen Rande«: in Pommern, im Böhmerwalde, in Niederösterreich und in Kärnten finde, dann liegt als nächstes nahe: die Sage mit dem fünfzeiligen Verse dem Osten, der slavisch-deutschen Berührungszone zuzuweisen.

Von dieser soeben formulierten Arbeitshypothese aus wird man die Untersuchung der Sage vom »toten Bräutigam« oder auch der »Lenorensage« anzufangen haben.